

# Heute glauben?!

## Christsein in säkularisierter Gesellschaft

VON KLAUS VELLGUTH

*In seinem Buch „Gesellschaft ohne Gott“ hat der Bonner Publizist Andreas Püttmann (2010) eindrucksvoll auf die Risiken und Nebenwirkungen der Entchristlichung Deutschlands hingewiesen. Im Folgenden soll an die Überlegungen von Andreas Püttmann angeknüpft und in einem ersten Schritt zunächst einmal die Ursache der Entchristlichung in Deutschland analysiert werden, bevor in einem zweiten Schritt Ansätze einer Neuevangelisierung in unserer Gesellschaft präsentiert werden.<sup>1</sup>*

Wenn Andreas Püttmann darauf verweist, dass in Deutschland eine Entchristlichung zu beobachten ist, so darf der Blick nicht verengt und dies als ein globales Phänomen betrachtet werden. Gerade der Blick in die Weltkirche zeigt, dass die Entchristlichung ein soziales Phänomen ist, das sich insbesondere auf Europa beschränkt. In fünf von sechs Kontinenten ist das Christentum heute die Mehrheitskonfession, und weltweit ist sowohl ein Wachstum des Christentums als auch ein Wachstum der katholischen Kirche und sogar ein Wachstum – dies mag in Deutschland erstaunen – der Priesterzahlen zu verzeichnen. So hat der Soziologe Ulrich Beck (2008, 9) zurecht darauf hingewiesen: „Nicht das Christentum stirbt

aus, sondern das europäische Christentum ist in einigen seiner nationalen Hochburgen, auch in Deutschland, mit einer rapiden Entleerung der Kirchen konfrontiert.“ In Deutschland ist diese Entchristlichung besonders stark zu beobachten. Der Missionswissenschaftler Martin Üfing (2011, 26) weist darauf hin, dass diese Entchristlichung einhergeht mit einer Entkirchlichung. Er schreibt, dass es „halt irgendwie normal“ sei, kirchenlos religiös zu sein: „Man führt auch religiös sein eigenes Leben, jeder kann und niemand muss religiös leben. Kirche wird zu einem ‚undeutlichen Wort‘ und je schwächer der Glaube der Kirchenmitglieder wird, desto undeutlicher wird Kirche: Sie stört niemanden mehr.“ Noch pointierter hat dies Hermann-Josef Große-Kracht (2003, 228) vor einigen Jahren ausgedrückt, als er mit Blick auf die Kirche in der deutschen Gesellschaft sagte: „Die Öffentlichkeit behandelt sie (sc: die Kirche) mit Nachsicht, gleichmütig, aber freundlich, wie den senilen Alten, dessen Gebrabbel am Tisch niemanden erschreckt, aber auch nur selten amüsiert.“ Dieses Phänomen einer zunehmenden Entchristlichung, die verbunden ist mit einer zunehmenden Entkirchlichung, hat Papst Benedikt im Rahmen seines Deutschlandbesuchs immer wieder thematisiert und insbesondere auch in seiner Ansprache im Konzerthaus Freiburg (25.9.2011) problematisiert, als er darauf hinwies: „Seit Jahrzehnten erleben wir einen Rückgang der religiösen Praxis,

<sup>1</sup> Der Beitrag basiert auf einem Vortrag, den der Verfasser im Rahmen der Akademietage 2012 an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar gehalten hat.

stellen wir eine zunehmende Distanzierung beträchtlicher Teile der Getauften vom kirchlichen Leben fest.“ In dieser Rede, die mit dem Stichwort der Entweltlichung vielleicht eine heilsame Provokation in der deutschen Ortskirche ausgelöst hat, ging Benedikt XVI. sowohl auf den Verlust der Christlichkeit in unserer Gesellschaft als auch auf den Verlust der Kirchlichkeit in Deutschland ein, und so soll diese Rede im Folgenden immer wieder aufgegriffen werden, wenn über Perspektiven des Glaubens in Deutschland nachgedacht wird.

## 1. Defizit an Glaubenserfahrung

Zunächst einmal aber zur Ursachenerforschung. Woran liegt es, dass die Gesellschaft sich immer mehr entchristlicht, dass ein Rückgang des Glaubens in der Gesellschaft diagnostiziert werden kann und die Gesellschaft sich in eine säkulare Gesellschaft transformiert?

Die empirisch am besten belegte Studie zum Phänomen der Entchristlichung dürfte die Langzeituntersuchung sein, die Paul Michael Zulehner (2011) seit einigen Jahrzehnten durchführt und deren aktuelle Ergebnisse im vergangenen Jahr in der Publikation „Verbuntung?“ publiziert worden ist. In dieser Studie greift Paul Michael Zulehner auf Untersuchungen zurück, die u. a. auch in der Vorgängerstudie „Kehrt die Religion wieder?“ (Zulehner / Hager / Polak 2001) veröffentlicht worden sind. In dieser Analyse konnte erhoben werden, dass weit mehr als die Hälfte der Deutschen sich selbst als religiös betrachten. Interessant ist dabei, genau hinzusehen und sich vor Augen zu führen, worauf diese Selbsteinschätzung als „religiös“ beruht.

Denn sie führt uns in den Kern des Problems hinein.

Prof. Dr. theol. habil., Dr. phil., Dr. rer. pol. Klaus Vellguth ist Professor für Missionswissenschaft an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar, Direktor des Instituts für Missionswissenschaft und leitet



bei missio die Abteilung Theologische Grundlagen sowie die Stabsstelle Marketing und ist Schriftleiter des „Anzeigers für die Seelsorge“.

Gefragt, was Religiosität für sie bedeutet, antworteten 91 Prozent der befragten Deutschen, dass Religiosität das „Gefühl der Gegenwart Gottes“ sei. Kognitiv konnten die Befragten also Religiosität definieren. Als sie jedoch befragt wurden, ob dieses Gefühl der Gegenwart Gottes für sie selbst erlebbar wäre, konnte dies nur von 17 Prozent der Bevölkerung bejaht werden. Ein weiterer Indikator für Religiosität war für 90 Prozent der Befragten die „Erfahrung, dass das Gebet hilft“. Als jedoch nachgefragt wurde, ob die Personen tatsächlich selbst die Erfahrung machen, dass ihnen das Gebet hilft, konnten dieser Aussage nur noch 26 Prozent zustimmen. Als dritten Indikator für Religiosität benannten 80 Prozent der Befragten „das Empfinden einer heiligen Macht in der Natur“. Doch auch hier lässt sich wieder aufzeigen, dass Religiosität eher eine kognitive als eine erfahrungsbezogene Kategorie darstellt. Denn nur zwölf Prozent der befragten Deutschen empfanden tatsächlich in der Natur die Gegenwart einer heiligen Macht. Auch hier reduziert sich das Verständnis von Religiosität auf ein kognitives Fürwahrhalten. Ein weiterer Indikator vor Religiosität war für 75 Prozent der Deutschen das „Gefühl, dass ein guter

Geist aufpasst“. Doch während drei Viertel der Deutschen dieser Definition von Religiosität kognitiv zustimmten, haben nur 27 Prozent der Befragten tatsächlich dieses Gefühl, dass ein guter Geist auf sie aufpasst, selbst in ihrem Leben verspürt. Als einen weiteren Indikator von Religiosität bezeichneten fast zwei Drittel aller Deutschen, nämlich 64 Prozent, das „Gefühl der Einheit“, das Erleben von Kosmisierung.

Doch während ein Großteil der Deutschen dieses Gefühl der Einheit als ein Charakteristikum von Religiosität betrachtete, erlebten nur sechs Prozent der Deutschen dieses Gefühl in ihrem eigenen Leben. Auch der Umgang mit dem Tod besitzt Relevanz für den Religionsbegriff in Deutschland.

59 Prozent der Deutschen benennen das „Gefühl, dass Verstorbene anwesend sind“, als ein Charakteristikum von Religiosität. Doch nur knapp 12 Prozent der Deutschen verspüren tatsächlich, dass Verstorbene über den Tod hinaus in ihrem Leben präsent sind (Zulehner 2011, 57).

Was diese Gegenüberstellung von kognitivem Verständnis von Religiosität und erlebter Religiosität in Deutschland zeigt, ist, dass Religiosität weitestgehend eine Kategorie des Verstandes ist, nicht aber eine Kategorie der eigenen persönlichen Erfahrung. Als Befund kann in Deutschland von einem „Spiritualitätsvakuum“ gesprochen werden. Religiosität wird von vielen Menschen zwar noch kognitiv definiert, wird jedoch nicht mehr mit religiöser Erfahrung gefüllt. Dies ist umso problematischer, als Karl Rahner ja bereits vor über 40 Jahren der Kirche ins Stammbuch geschrieben hat, dass der Christ von morgen ein Mystiker sein müsse, „einer, der etwas erfahren hat, oder er wird nicht mehr sein, weil die Frömmigkeit von mor-

gen nicht mehr durch die im Voraus zu einer personalen Erfahrung und Entscheidung einstimmige, selbstverständliche öffentliche Überzeugung und religiöse Sitte aller mitgetragen wird“ (Rahner 1967, 20). Gerade Karl Rahner, der vielleicht größte Theologe Deutschlands im 20. Jahrhundert, selbst eine Koryphäe der theologischen Reflexion, ordnete die Reflexion demütig der Erfahrungsdimension unter, wenn er darauf hinweist: „Erfahrung als solche und die begrifflich objektivierende Reflexion auf solche Erfahrung sind zwar nie absolut getrennt, aber diese beiden Größen Erfahrung und objektivierende Reflexion auf sie sind auch nie identisch. Die Reflexion holt die ursprüngliche Erfahrung nie ganz ein“ (Rahner 1970, 173). Ähnlich formuliert der ehemalige Mainzer Pastoraltheologe Stefan Knobloch, der in seinem Buch „Mehr Religion als gedacht!“ darauf verweist, dass die Lehre einer religiösen Gruppe für das Subjekt nur insofern relevant werden kann, als diese den Filter der eigenen Erfahrungsevidenz durchlaufen hat (Knobloch 2006, 87). Auch Benedikt XVI. hat zuletzt im Rahmen seines Deutschlandbesuchs auf die wesentliche Bedeutung der persönlichen Erfahrung in Glaubensfragen hingewiesen. In der eben bereits zitierten Freiburger Rede brachte er die persönliche Erfahrung mit der missionarischen Dimension der Kirche bzw. mit ihrer Sendung in Verbindung, als er sagte: „Durch ihre Sendung muss die Kirche sich nämlich immer neu vergewissern. Die Sendung gründet zunächst in der persönlichen Erfahrung.“

## **2. Die Neuevangelisierung für die Weitergabe des christlichen Glaubens**

Weil er sich bewusst ist, dass die persönliche Erfahrung die Voraussetzung für

ein christliches Bewusstsein und eine christliche Gesellschaft ist, kündigte Benedikt XVI. anlässlich des 50. Jahrestages des Beginns des Zweiten Vatikanums für Oktober 2012 eine Bischofssynode an, die vom 7. bis 28. Oktober 2012 zum Thema „Die Neuevangelisierung für die Weitergabe des christlichen Glaubens“ in Rom stattfinden wird. Interessant ist ein Blick in die Lineamenta, ein Vorbereitungsdocument für die Bischofssynode, das sich in drei Teile gliedert:

- Zeit der „Neuen Evangelisierung“
- Das Evangelium Jesu Christ verkünden
- Zur christlichen Erfahrung hinführen.

Ich möchte mich im Folgenden an dieser thematischen Struktur der Lineamenta zur Bischofssynode orientieren und aufzeigen, welche Impulse für die Kirche in Deutschland heilsam sein können, um im Rahmen einer Neuevangelisierung die Weitergabe des christlichen Glaubens in unserer sich entchristlichenden Gesellschaft zu verfolgen.

## 2.1 Zeit der „Neuen Evangelisierung“

Tatsächlich haben verschiedene soziologische Untersuchungen der Vergangenheit, insbesondere die Sinus-Milieu-Studie 2005, aufgezeigt, dass sich das Sinnangebot der Kirche (wie es wahrgenommen wird) und die alltäglichen Sinnkonstruktionen der Menschen erheblich auseinander entwickelt haben (Wippermann/Magalhaes 2006). So erfährt die katholische Kirche in Deutschland seit einigen Jahren eine Milieuerengung und ist nur noch in drei von zehn (Sinus-)Milieus der deutschen Gesellschaft verankert. Die anderen Milieus stehen der Kirche skeptisch bis ablehnend gegenüber. Christian Hennecke, der Hildesheimer Pastoraltheologe, hat

darauf verwiesen, dass die Problematik, mit der sich die Kirche konfrontiert sieht, nicht nur darin besteht, dass gegebene Milieus sich auflösen, sondern dass sich auch Bedingungen des Christwerdens in unserer Gesellschaft fundamental geändert haben: „Es geht eben nicht mehr um Integration von ungeformten Christen in eine bestehende und lebendige Gemeinschaft, sondern viel fundamentaler um Wege der Initiation und der Ekklesiogenese“ (Hennecke 2010, 32). Ekklesiogenese meint „Kirche werden“, und tatsächlich brauchen wir angesichts der Entchristlichung unserer Gesellschaft neue Formen, miteinander Kirche zu werden bzw. Kirche zu sein.

Eine Kritik, die die Kirche in Deutschland sich von außen gefallen lassen muss, dürfte u. a. darin bestehen, dass sie viel zu stark auf Organisationsstrukturen, Technik und Bürokratie basiert und dass die Organisationsaspekte die mystischen Aspekte in unserer Kirche „töten“. Henri Boulad SJ hat zuletzt darauf hingewiesen, dass Jesus die Kirche nicht organisiert, sondern Impulse gesetzt und ein Ideal angestoßen hat. Jesus hat Inhalte vermittelt und den Menschen einen Geist versprochen, doch bei ihm standen niemals die Strukturen im Mittelpunkt: „Die Strukturen können nicht den Geist hervorbringen, aber der Geist schafft die Strukturen“ (Boulad 2011, 428). Ähnlich kritisch – oder sagen wir nachdenklich – argumentierte Benedikt XVI. in seiner Freiburger Rede, als er ebenfalls zu bedenken gab: „In der geschichtlichen Ausformung der Kirche zeigt sich jedoch auch eine gegenläufige Tendenz. Dass die Kirche zufriedener wird mit sich selbst, sich in dieser Welt einrichtet, selbstgenügsam ist und sich den Maßstäben der Welt angleicht. Sie gibt nicht selten Organisation und In-

stitutionalisierung größeres Gewicht, als ihre Berufung zu der Offenheit auf Gott hin zur Eröffnung der Welt auf den anderen hin. Um ihrem eigentlichen Auftrag zu genügen, muss die Kirche immer wieder die Anstrengung unternehmen, sich von dieser ihrer Verweltlichung zu lösen und wieder Offenheit auf Gott hin zu werden.“

Eine Befreiung von traditionellen Strukturen und eine neue Ausrichtung auf Gott, auf Jesus Christus hin, wie kann das aber in unserer Kirche gelingen? Ein Blick in die Weltkirche kann hier hilfreich sein, denn es zeigt sich, dass die Kirche in Afrika, Asien und Lateinamerika in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten einen Veränderungsprozess durchlaufen hat, der zu einer Vitalisierung der Ortskirchen geführt hat.

Durch die Einführung von Kleinen Christlichen Gemeinschaften bzw. Basisgemeinschaften haben diese Ortskirchen einen Weg gefunden, auf eine neue Art Kirche zu sein und miteinander zunächst auf das Evangelium zu hören, um anschließend gemeinsam aus dem Evangelium zu leben.

Bereits 1990 schrieben die asiatischen Bischöfe zu dieser Vision einer neuen Art, Kirche zu sein: „Die Kirche wird eine Gemeinschaft von Gemeinschaften sein, wo Klerus, Laien und die Ordensleute einander als Brüder und Schwestern anerkennen. Sie sind gemeinsam versammelt und vereinigt um das Wort Gottes. Dabei teilen sie miteinander die Frohe Botschaft und entdecken Gottes Willen für sich in ihrem unmittelbaren Lebensumfeld. Sie unterstützen sich gegenseitig in ihrem täglichen Leben. Es ist eine partizipierende Kirche, wo die Gaben und Charismen erkannt und aktiviert werden, um den Leib Christi aufzubauen, die Kirche in der Nachbarschaft“ (FABC 1990, 41).

In diesen Kleinen Christlichen Gemeinschaften treffen sich Christen regelmäßig, um miteinander in der Bibel zu lesen, die Texte meditativ zu durchdringen, sich von den Bibeltexten spirituell ergreifen zu lassen und das eigene Leben für den Geist der Bibel zu öffnen. Johann Baptist Metz, der diese basisgemeindlichen Ansätze in Lateinamerika kennengelernt hatte, schrieb über die in den Kleinen Christlichen Gemeinschaften praktizierte Form der Begegnung mit dem biblischen Text, dass er in diesem Umgang mit der Bibel keine schlechte Unmittelbarkeit sähe, auch keine voraufklärerische Naivität, sondern eine in Deutschland kaum bekannte Form der Verstehenslehre, also der theologischen Hermeneutik (Metz 1987, 110-111). Ludwig Schick, der Vorsitzende der Kommission Weltkirche der deutschen Bischofskonferenz, also der Deutsche „Weltkirchen-Bischof“, lernte diese Kleinen Christlichen Gemeinschaften in Südafrika und Korea kennen und fügte hinzu, dass dieser neue Zugang zum Wort Gottes, der in den Basisgemeinschaften bzw. Kleinen Christlichen Gemeinschaften gepflegt wird, auch für die Christen und die Kirche in Deutschland eine Bereicherung darstellen könne (Schick 2011, 6).

Auch der Vatikan nahm die neue Vitalität, die von dieser Form, Kirche zu sein, ausgeht, wahr. So schrieb Johannes Paul II. in seiner Enzyklika *Redemptoris missio* 51: „Die kirchlichen Basisgemeinden [...] sind Gruppen von Christen, die sich auf familiärer Ebene oder im begrenzten Umkreis treffen. Sie kommen zusammen, um zu beten, die Heilige Schrift zu lesen, das Glaubenswissen zu vertiefen und menschliche und kirchliche Probleme im Hinblick auf ein gemeinsames Engagement zu besprechen [...]. Basisgemeinden sind Ausgangspunkt für ei-

ne neue Gesellschaft, die gegründet ist auf eine Zivilisation der Liebe. Sie werden zum Sauerteig zur Umwandlung der Gesellschaft.“ Ähnlich positiv haben sich auch die lateinamerikanischen Bischöfe in ihren Dokumenten, zuletzt in ihrer Abschlusserklärung nach der Vollversammlung von Aparecida (Nr. 179) im Jahr 2007, geäußert.

Dieser Aufbruch der Kirche in Lateinamerika, Afrika und Asien könnte auch für die Kirche in Deutschland eine Chance sein, sich aus verkrusteten Strukturen zu befreien und sich selbst neu zum Evangelium zu bekehren. In einigen Bistümern werden dazu bereits konkrete Schritte unternommen. Immer wieder reisen Delegationen interessierter Christen nach Asien, Afrika und Lateinamerika, um sich von den Aufbrüchen in den dortigen Ortskirchen bereichern zu lassen. Gerade angesichts der Umstrukturierung in zahlreichen Diözesen scheinen diese Kleinen Christlichen Gemeinschaften einen Weg aufzuzeigen, wie die Kirche vor Ort auch in Deutschland präsent bleiben kann.

## **2.2 Das Evangelium Jesu Christi verkünden**

Im zweiten Abschnitt der Lineamenta geht das Dokument auf die Notwendigkeit ein, das Evangelium Jesu Christi zu verkünden. Diese Notwendigkeit trifft natürlich in besonderer Weise auf Deutschland zu, wo sich das Christentum zwar noch als eine Mehrheitskultur versteht, aber – und darauf hat Andreas Püttmann zurecht hingewiesen – diese Mehrheitskultur selbst vieles relativiert und auf eine selbstbewusste Gegenkultur trifft, die zwar nominell noch in der Minderheit ist, aber ein so großes Selbstbewusstsein und eine so starke Dynamik besitzt, dass sie in der Lage ist, die Mehrheitskultur zu einer An-

passung zu bewegen (Püttmann 2010, 31). Dabei wäre es doch die Aufgabe eines jeden Christen, die Botschaft Jesu Christi weiterzutragen. So betont bereits der erste Petrusbrief: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt“ (1 Petr 3,15). Und die Apostelgeschichte beschreibt, wie der missionarische Eifer gerade die ersten Christen umgetrieben hat, die von sich selbst sagten: „Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben“ (Apg 4,20).

An diesen Auftrag des Evangeliums erinnerte Benedikt XVI. in seiner Freiburger Rede und betonte den Sendungsauftrag der Kirche: „Und sie gibt eine universelle Botschaft weiter – verkündet das Evangelium allen Geschöpfen.“ Aber wie soll es gehen, das Evangelium Jesu Christi heute zu verkündigen? Häufig wird die Verkündigung auf den Kirchenraum reduziert, aber gerade außerhalb der kirchlichen Mauern muss immer wieder vom christlichen Glauben gesprochen werden.

Wie dies gehen kann, heute überzeugend über den persönlichen Glauben zu sprechen, möchte ich an einem Beispiel ein wenig abseits kirchlicher Organisationen und kirchlicher Gebäude aufzeigen. Im größten deutschen Nachrichtenmagazin, dem „Spiegel“, gab der TV-Moderator Thomas Gottschalk im vergangenen Jahr ein umfangreiches Interview, in dem er in angenehm unverkrampfter Weise über seinen Glauben sprach und mit einer Unbekümmertheit, die ihm gut zu Gesicht steht (und die vielen von uns gut zu Gesicht stehen würde), auf die Bedeutung des Glaubens für sein Leben einging. So formulierte Gottschalk: „Ja, ich bin mit diesem Glauben aufgewachsen und habe bisher keinen Grund gehabt, ihn aufzugeben.“

Ich bin sogar davon überzeugt, dass ein gläubiger Mensch und ein fröhlicher Mensch nicht nur deckungsgleich sein können, sondern sogar deckungsgleich sein sollten. Evangelium heißt ja Frohe Botschaft – das nehme ich ernst. Du kannst als Entertainer nicht andere fröhlich stimmen, wenn du es selbst nicht bist“ (Gottschalk 2011, 30). Erinnert werden soll in diesem Kontext an das Bekenntnis der evangelischen Kirche nach dem Zweiten Weltkrieg, als man sich dafür anklagte, nicht fröhlicher geglaubt, nicht treuer gebetet, nicht mutiger bekannt, nicht brennender geliebt zu haben. Auch wenn diese Formulierung in eine historisch einmalige Situation hinein gesprochen wurde, scheint mir der Verweis von Thomas Gottschalk, dass Glaube und Fröhlichkeit sehr viel miteinander zu tun haben, gerade für die Kirche in Deutschland wegweisend zu sein.

Und vielleicht ist es gerade die Fähigkeit, das eigene kleine Leben im Licht des Glaubens zu reflektieren und dafür Dankbarkeit zu empfinden, die dazu Anlass gibt, über den eigenen Glauben zu sprechen. Gotteserfahrung vollzieht sich nicht nur im Außergewöhnlichen, im Übernatürlichen, Gotteserfahrung realisiert sich im normalen Alltag. Auch hier scheint mir Thomas Gottschalk ein Vorbild zu sein, wenn ich lese, wie er sein eigenes Leben ganz selbstverständlich mit dem Glauben in Verbindung bringt. So sagt er im „Spiegel“-Interview: „Ich gehe nicht davon aus, dass der liebe Gott Zeit hat, sich um meine Quoten zu sorgen. Dieter Bohlen muss ich schon alleine schlagen. Aber ich empfinde eine große Dankbarkeit für die Tatsache, dass ich eine Frau gefunden habe, die mir in mehr als 35 Jahren nicht abhanden gekommen ist, und dass ich zwei gesunde Kinder habe, die halbwegs

normal geraten sind, obwohl ich ihr Vater bin“ (Gottschalk 2011, 31). Gottschalk ermutigt dazu, sensibel für alle Lebensbereiche zu werden, die uns zu einer existenziellen Dankbarkeit veranlassen, und Gott für das zu danken, was theologisch Gnade genannt wird. Dabei reduziert Gottschalk seinen Glauben nicht nur auf die positiven Erfahrungen des Lebens oder das, was präsentabel ist. Ganz im Gegenteil, er bekennt, dass Gottes Gegenwart für ihn gerade auch in schwierigeren Lebenssituationen wichtig war. So bekennt er: „Ich bin immer in jede Ecke gegangen, in die ich wollte, manchmal auch in eine dunklere, in die er mich sicherlich nicht geschickt hätte. Aber auch da habe ich Gott nicht verloren, und ich habe auch nie den Eindruck gehabt, dass er mich dort vergessen hätte“ (Gottschalk 2011, 31). Dieser Mut, den Glauben so wie Thomas Gottschalk öffentlich zu bekennen, erinnert an die Stuttgarter Formulierung vom mutigen Bekennen.

Das Schuldbekenntnis der Protestanten umfasst darüber hinaus das Eingeständnis, dass nicht treuer gebetet worden sei. In seinen Antworten auf die Fragen der „Spiegel“-Redaktion geht Gottschalk auch auf die Dimension des Gebets ein. So freimütig und natürlich, wie es sonst in kirchlichen Kreisen kaum jemand auszudrücken wagt, spricht Gottschalk von eigenen Gebetserfahrungen nach dem Unfall in seiner Show „Wetten, dass ...?“. „Beeindruckend ist für mich die Reaktion von Samuel und seiner Familie. Die haben große Frömmigkeit und einen festen Glauben. Und am Tag nach dem Unfall habe ich in der Frühe mit der Familie im Hotelzimmer ein Vater unser gebetet. Das hat uns eine gemeinsame Ebene gegeben, ihnen in ihrer Verzweiflung, mir in meiner Ratlosigkeit. Da war plötzlich eine Nähe da, auch

eine Form von Geborgenheit. Später habe ich auch mit Samuel gebetet, als ich ihn besucht habe“ (Gottschalk 2011, 32).

Auch wenn das Stuttgarter Schuldbekenntnis in einen spezifischen, nicht vergleichbaren historischen Kontext hinein formuliert worden ist, zeigt Thomas Gottschalk, was es heute heißt, mutiger zu bekennen, treuer zu beten, fröhlicher zu glauben und brennender zu lieben, um so das Evangelium Jesu Christi neu zu verkünden.

### **2.3 Zur christlichen Erfahrung hinführen**

Einen besonderen Akzent legen die Lineamenta zur Bischofssynode auf den Aspekt, dass es im Rahmen der Neuevangelisierung wichtig ist, zur christlichen Erfahrung hinzuführen. Eine besondere Relevanz hat die Hinführung zur christlichen Erfahrung im Prozess der Initiation, also in dem Prozess, den die Kirche traditionell als das Katechumenat bezeichnet. Wie diese Hinführung zur christlichen Erfahrung im Rahmen der Initiation erfolgen kann, soll hier anhand der beiden sakramentalkatechetischen Modelle zur Erstkommunion „Gott lädt uns alle ein“ (Willers-Vellguth / Reintgen / Vellguth 2007) sowie zur Firmung „Menschen-Leben-Träume“ (Reintgen / Vellguth 2001) aufgezeigt werden.

Auch im Rahmen der Erstkommunionkatechese ist es wichtig, missionarisch anzusetzen und den Kindern eine spirituelle Erfahrung zu ermöglichen. Es kann nicht davon ausgegangen werden, dass Kinder, die sich heute zur Vorbereitung auf die Erstkommunion anmelden, über spirituelle Erfahrungen verfügen. Wenn keine Räume für spirituelle Erfahrung geschaffen werden, würde ja etwas im Rahmen der Kate-

chese reflektiert, was den Kindern gar nicht bekannt ist. Ein Erstkommunionkurs, der diesen Raum für spirituelle Erfahrungen nicht ermöglicht, würde für Kinder so sein wie für den Blinden das Gespräch über Farben. Neben der Ermöglichung spiritueller Erfahrungen ist es aber auch wichtig, im Rahmen der Erstkommunionkatechese Glaubenswissen zu vermitteln. Auch hier muss davon ausgegangen werden, dass dieses Glaubenswissen Kindern außerhalb der Sakramentalkatechese kaum vermittelt wird. Doch ohne ein fundamentales Glaubenswissen dürfte es später kaum gelingen, die spirituellen Erfahrungen der Kinder mit dem Glauben der Kirche in Kommunikation zu bringen. Und schließlich – und dies versteht sich bei einem Initiationssakrament fast von selbst – muss natürlich im Rahmen der Erstkommunionkatechese auch Gemeinschaft erfahrbar werden.

Ein etwas anderer „katechetischer Dreiklang“ ist im Rahmen der Firmkatechese anzustreben. Auch hier ist das erste Ziel, dass die Jugendlichen, die sich auf das Sakrament der Firmung vorbereiten, Gottes Spuren im eigenen Leben entdecken können. Es geht also darum, spirituelle Erfahrung möglich und transparent werden zu lassen. Eine besondere Chance liegt darin, mit den Jugendlichen das eigene Leben im Licht des Glaubens zu reflektieren, da die Jugendlichen entwicklungspsychologisch betrachtet in der Phase der Identitätsfindung sind, wenn sie sich auf das Sakrament der Firmung vorbereiten. Und auch im Rahmen der Firmung muss Gemeinschaft erfahrbar werden, da es sich bei der Firmung um ein Initiationssakrament handelt. Doch gerade mit Blick auf Jugendliche, die sich häufig schwer mit Institutionen tun, dürfte es

oft wenig erfolgversprechend sein, wenn die Kirche zu stark mit ihrem eigenen in traditionellen Aussagen geronnenen Glauben kommt. Anstatt von den Jugendlichen zu verlangen, dass sie sich im Rahmen der Firmung auf die Glaubensaussagen in der Sprache der Kirche einlassen, dürfte es erfolgversprechender sein, den Glauben der Kirche im Leben der Jugendlichen aufzuzeigen.

Diesen Weg, der letztlich ein mystagogischer Weg ist, hat bereits Paul VI. im Dokument *Ecclesiam Suam* aufgezeigt, als er mit Blick auf den Dialog zwischen dem „Glauben der Kirche“ und dem „Glauben der Welt“ schrieb: „Bevor man die Welt zum Glauben führt, um sie zu bekehren, muss man sich ihr nahen und mit ihr sprechen. Unser Dialog soll keine Grenzen und keine Berechnung kennen.“ Eine besondere Chance, sich dem Leben der Jugendlichen zu nähern, stellt dabei die Auseinandersetzung mit der Popmusik dar, denn die Musik ist in der Entwicklungsphase der Jugendlichen häufig die für sie prägende Leitkultur. Dass gerade die Popmusik mit religiösen Inhalten durchsetzt ist, lässt sich darauf zurückführen, dass die säkularisierte Gesellschaft sich einen Sinn für die Artikulationskraft religiöser Sprache bewahrt hat, wie Jürgen Habermas (2001) anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels betonte.

Anhand der Lineamente zur Bischofssynode mit dem Thema „Die Neuevangelisierung für die Weitergabe des christlichen Glaubens“ sollte aufgezeigt werden, wie Christsein in säkularisierter Gesellschaft möglich ist. Bewusst wurden dabei Beispiele aufgezeigt, wie die Kirche auch in Deutschland missionarisch wirken kann. Wenn es der Kirche in Deutschland ge-

lingt, stärker aus dem missionarischen Selbstverständnis heraus zu leben und den eigenen Glauben neu zur Sprache zu bringen, wird sie der Entchristlichung der Gesellschaft erfolgreich entgegentreten.

## Literatur

Beck, Ulrich (2008): *Der eigene Gott. Von der Friedensfähigkeit und dem Gewaltpotential der Religionen*, Frankfurt/Leipzig.

Benedikt XVI.: *Ansprache im Konzerthaus Freiburg am 25. 9. 2011.*

Boulad, Henri (2011): *Zuviel Bürokratie tötet den Geist. Ein Gespräch mit Henri Boulad SJ,*

in: *Lebendige Seelsorge* 62/6, 426-432.

FABC (1990): *Journeying Together Towards the Third Millennium. The Final Statement of the Fifth Plenary Assembly of FABC Bandung, Indonesia, July 17-27, 1990,*

in: *FABC-Papers* (1990) 55-59, 57d, 41.

Gottschalk, Thomas (2011): „Jesus war auch mal ein Zecher“. TV-Moderator Thomas Gottschalk, 61, über sein Verständnis des Evangeliums (...),

in: *Der Spiegel* 4, 30-36.

Große-Kracht, Hermann-Josef (2003): *Selbstbewusste öffentliche Koexistenz. Überlegungen um Verhältnis von Religionen und Republik im Kontext moderner Gesellschaften,*

in: *Jahrbuch für christliche Sozialwissenschaften. Religionen im öffentlichen Raum: Perspektiven in Europa*, Münster, 225-272.

Habermas, Jürgen (2001): *Glauben und Wissen. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2001*, Frankfurt.

Hennecke, Christian (2010): *Glänzende Aussichten. Wie Kirche über sich hinauswächst*, Münster.

Johannes Paul II.: Redemptoris Missio. Enzyklika über die fortdauernde Gültigkeit des missionarischen Auftrages (7. Dezember 1970),

hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1990 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 100).

Knobloch, Stefan (2006): Mehr Religion als gedacht! Wie die Rede von der Säkularisierung in die Irre führt, Freiburg.

Metz, Johann Baptist (1987): Im Aufbruch zu einer kulturellen polyzentrischen Welt,

in: Kaufmann, Franz-Xaver / Metz, Johann Baptist: Zukunftsfähige Suchbewegungen im Christentum, Freiburg, 110-111.

Paul VI.: Ecclesiam Suam (6. August 1964). AAS LVI (1964) 609-659.

Püttmann, Andreas (2010): Gesellschaft ohne Gott. Risiken und Nebenwirkungen der Entchristlichung Deutschlands, München.

Rahner, Karl (1967): Theologische Akademie 4, Frankfurt.

Rahner, Karl (1970): Vortrag an der Katholischen Akademie Koblenz vom 22. 10. 1969,

in: Schriften zur Theologie, Bd. IX, Einsiedeln, 161-176.

Reintgen, Frank / Vellguth, Klaus (2001): Menschen-Leben-Träume. Der Firmkurs, Freiburg.

Schick, Ludwig (2011): Weltkirchliche Arbeit ist keine Einbahnstraße. Weltkirche – Herausforderung und Chance für die Erneuerung der Kirche in Deutschland,

in: AnzSS 10, 5-9.

Üffing, Martin (2011): Mission in Europa, in Deutschland ...? – Missionarische Herausforderungen für den deutschen Kontext,

in: Forum Weltkirche 130/2, 26-31.

Aparecida 2007. Schlussdokument der 5. Generalversammlung des Episkopats von Lateinamerika und der Karibik,

hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2008 (Stimmen der Weltkirche 41).

Willers-Vellguth, Christine / Reintgen, Frank / Vellguth, Klaus (2007): Gott lädt uns alle ein. Der Erstkommunionkurs, Freiburg.

Wippermann, Carsten / Magalhaes, Isabel (2006): Zielgruppen-Handbuch zur Studie „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2005“, Heidelberg.

Zulehner, Paul Michael (2011): Verbundung? Kirchen im weltanschaulichen Pluralismus. Religion im Leben der Menschen 1970-2010, Ostfildern.

Zulehner, Paul Michael / Hager, Isa / Polak, Regina: Kehrt die Religion wieder? Religion im Leben der Menschen 1970-2000, Ostfildern.